

Angelo Brelich, *Aspetti della morte nelle iscrizioni sepolcrali dell'impero Romano* (= *Dissertationes Pannonicae ser. I, fasc. 7*). Budapest 1937. 8°. 88 Seiten.

Brelich untersucht die Todesvorstellungen, die aus den lateinischen Grabinschriften der Kaiserzeit zu erkennen sind. Die verschiedenen, einander z. T. ausschließenden Auffassungen, die dem römischen Altertum eigen waren, werden von Br. nach Schichten getrennt. Diese Schichten religiöser Vorstellungen, in je einem Kapitel beschrieben, geben die Einteilung des Buches.

Dem ersten Kapitel liegt die Auffassung zugrunde, daß das einfachste Denken der Antike, das 'mythologische Denken', wegen seines Mangels an logischem Abstraktionsvermögen nicht imstande war, den Tod als absolutes Nichtsein zu begreifen. Wenn in der modernen Literatur beide Auffassungen vertreten würden, daß die römischen Grabinschriften Unsterblichkeit kannten und daß sie eine solche nicht kannten, dann beruhe dieses Mißverständnis auf unzulänglicher Kenntnis mythischen Denkens. Auf dieser Stufe könne der Tod nur als niedrigste Stufe des Seins begriffen werden. Das *sit tibi terra levis* sei nur ein natürlicher Ausdruck der Pietät, aber nicht etwa des Glaubens an ein Fortleben des Toten im Grabe. Der Gegensatz von Licht und Dunkel

entspricht auf dieser Stufe dem Paar Leben und Tod. Nach dem Tod bleibt nur ein dunkler Schatten, dieser lebt nicht, ist eigentlich nichts, sondern nur die geringste Stufe der Existenz. Die mythische Vorstellung der Unterwelt bevölkert diese mit Schatten, stellt sie sumpfig oder als Höhle dar und läßt sie von bleichen mächtigen Göttern beherrscht sein. Während die Griechen nicht unbedingt die Vorstellung von der Unterwelt mit der von einer Strafe nach dem Tod verbanden, so taten die Römer dies weitgehend. Die Herkunft solcher Vorstellungen zeigen nach Br. etruskische Grabfresken, die die Unterwelt als eine ungeheure Folterkammer, von züchtigenden Dämonen erfüllt, darstellen.

Die Bedeutung der *Manes*, die auch jüdische und christliche Inschriften nennen, ist sehr weit. Die Manen treten immer in einer großen unbestimmten Zahl auf. Erst Apuleius will eine Einzahl von ihnen kennen. Die Formel *D. M. alicuius* zeigt, daß die Manen nicht mit dem Toten identifiziert werden. Der Tote ist vielmehr unter ihnen, von ihrer Milde hängt sein verhältnismäßiges Wohlergehen ab. Man darf daher die Manen nicht durch Grabraub oder auch nur übermäßige Klage beunruhigen. Die *di Parentes* werden manchmal von den Manen geschieden, manchmal nicht. Bisweilen gewinnen die Toten selbst den Charakter von Manen, obwohl sie selbst keine sind. Die Unterirdischen rauben den Lebenden, von ihnen kommt Böses, daher werden sie in Zauberformeln angerufen. Ihre Hauptantriebskräfte sind der Neid, die Ruchlosigkeit, die Gier und der Geiz. Aus der Vorstellung ihrer Gier entstand die Vorstellung eines Ersatzes durch die *devotio*.

Die Unabwendbarkeit ist das Vergleichsritze zwischen Schicksal und Tod. Der Todestag ist bei der Geburt festgelegt: *nascentes morimur finisque ab origine pendet* (Manil. 4, 16). Das Schicksal ist unwandelbar wie der Mechanismus der Sterne; so werden auch die Sterne feindliche Gestalten.

Das zweite Kapitel behandelt den dionysischen Kreis von Todesvorstellungen. Auf Gräbern findet man Darstellungen des Priapos und von phalloi, Weihungen an den Genius oder die Iuno jemandes. Etruskische Grabfresken zeigen obszöne Darstellungen. Hahn, Stier und Widder sind besonders beliebte Totenopfer. All das weist auf eine Verbindung zwischen der Vorstellung von Fruchtbarkeit und Tod hin. Durch die Bestattung des Toten, die durch die Sitte des *os resectum* auch bei Verbrennung des Leichnams angedeutet wird, kommt der Tote in den Herrschaftsbereich der Erde. Die *aeterna domus* ist nicht nur eine bedrückende Vorstellung, sie ist auch das Heim, in das man zurückkehrt. Man baut schon zu Lebzeiten sein letztes Haus. Dieterich meinte, daß nach antiker und auch sonst weit verbreiteter Anschauung das Leben sich nicht nur von der Geburt aus der Erde bis zum Tod, sondern auch vom Tod bis zur Wiedergeburt aus der Erde bewege. Br. betont mit Recht, daß ein solcher Gedanke in den römischen Grabinschriften nie ausgedrückt wird. Die Erde nimmt mit dem Toten das Leben auf und gebiert immer neues Leben. Aber das Individuum ist nicht von Dauer, nur das Leben an sich. Der Tod ist eine fruchtbare Zerstörung. Einige Grabinschriften sprechen vom blühenden Leben, von Blumen, Vögeln und Trauben. Der Grabhügel ist ein Teil dieser blühenden Pracht der Erde. Die Blumen auf dem Grab bezeugen die Anwesenheit der Terra mater. Daher das Fest der Rosalia, daher die Bekränzung der Gräber mit Blumen, die auch die Christen übernahmen. Die Wiedererneuerung der Existenz durch allen Tod hindurch ist ein Grundgedanke griechischer Dionysosvorstellung. Auch Terra mater gehört in den dionysischen Kreis. Honig, Trauben und Wein zeigen die Beziehung zu Dionysos. Die Grabdarstellungen drücken dies noch mehr aus als die Inschriften. Sie zeigen Füllhörner, den Hahn, Ähren und reichen bakchischen Schmuck. Wesentlich erscheint am dionysischen Rausch die Aufgabe des Ich und das Aufgehen im Allgemeinen. An diesem Punkt berührt sich Tod mit höchstem Leben. Die Intensivierung des Lebens ist der Weg zum Tod, das wissen die Gefolgsleute des Bakchos. In diesen Ideenkreis stellt Br. auch die Inschriften, die zum Trinken, zum Essen und Lieben einladen. Man darf daher solche Texte nicht als materialistisch bezeichnen. Wegen der Kürze des Lebens fordern Grabinschriften zum Genuß des Lebens auf. Durch das stärkste Leben verlieren Bilder der Unterwelt ihren Sinn: *amice, lude, iocare, veni!*

Auf die römischen Todesvorstellungen wirkte stark die Trostliteratur ein, die ihre Ideen von verschiedenen philosophischen Systemen herleitete (Kapitel 3). Der Kynismus war die Philosophie der breiten Massen. Das Schöne und die Güter, die den kleinsten Leuten unzugänglich waren, wurden schlecht gemacht. Das Symbol für die Gleichheit aller war das Skelett. Nur der

kynische Weise behält beim Tod alles, weil er nichts hatte. Für die Stoa war nur das *honeste vivere* wesentlich. Nur der Wert des Lebens, nicht seine Dauer ist von Belang. Die Tatsache des Todes ist unbedeutend. Darum nimmt sich der stoische Weise das Leben, wenn er nicht mehr ehrenhaft leben kann. Nach der Physik des Epikureismus ist der Tod die Aufhebung des Seins. Nur das Leben ist etwas Positives. Der Tod ist nicht böse, weil er nichts ist. Der Epikureismus entwickelte sich immer mehr zu einer in verschiedenen Schichten des Volkes verbreiteten Erlöserreligion und stimmte stark mit dem lateinischen Lebensgefühl überein: *non fui, fui, meminì, non sum, non curo*. In den Pessimismus fügte sich die Vorstellung von der Aufhebung des Seins von selbst ein. Der Tod steht zwischen Gut und Böse, wovon das Leben so erfüllt ist. Der Tod ist gut, weil durch ihn die Leiden des Lebens ein Ende finden. Der Tod befreit namentlich von der Sorge, aber auch von den Launen des Schicksals und von der Arbeit. Für den, der auf dem Meer zwischen den Schicksalswenden sein Schiff steuert, ist der Tod der ersehnte Hafen. Das Schiff wird so Symbol für die irdische Schifffahrt und zugleich für die Rückkehr zur Ruhe des Todes. Diese Todesvorstellungen sind aber nicht nur negativ. Die Freiheit von Sorgen ist ja *securitas*, das Fehlen von Mühen *quies*. Die Ruhe im Grab wird mit dem Schlaf verglichen. Durch die Aussicht auf *quies, somnus* und *securitas* verliert das Problem der Unsterblichkeit seinen Sinn.

Im 4. Kapitel behandelt Br. hauptsächlich die Apotheose von Toten. Die Kränze, mit denen man Tote und ihre Gräber schmückte, hatten mannigfache Bedeutung. Eine derselben ist, daß der Kranz ein Zeichen für die Konsekration an irgendeinen Gott ist. Die Christen lehnen daher die Bekränzung von Toten mit Entschiedenheit ab. Mehrfach werden in der Antike die Toten ausdrücklich als Götter bezeichnet. Daher erhalten das Grab, die Gebeine, die Seele das Attribut *sanctus*. Schließlich wird der Tote selbst als *sanctus* bezeichnet. Br. meint, daß die Vorstellung von der Göttlichkeit des Toten nicht gleichbedeutend sei mit einem Glauben an ein Jenseits. Der Tote werde dadurch nur in eine göttliche Sphäre erhoben. Beide Welten sind durch die Bande der *pietas* miteinander verbunden.

Die Gräber längs der Straßen waren sicher kein *memento mori*, wie später kynische Spekulation behauptet, sondern sollten nur die lebendige Verbindung zwischen Toten und Lebenden ausdrücken. Die Grabinschriften reden den Wanderer an, er soll den Toten grüßen und einen Segenswunsch sprechen. Zum Totenkult gehört besonders die Anrede des Toten mit seinem Namen. Manchmal wurde sogar das Totenmahl als Kult der *memoria* aufgefaßt. Dem gleichen Zweck wie die Nennung des Namens dient das realistische Porträt des Toten auf dem Grab oder die genaue Schilderung des Toten auf der Inschrift. Neben dieser Vorstellung von der Göttlichkeit des Toten kannte man auch die Unsterblichkeit der tapferen und guten Menschen. Bisweilen erhält die Darstellung des Toten göttliche Attribute, bisweilen wird der Verstorbene selbst als Gott dargestellt. Es war eine verbreitete Vorstellung, daß manche Menschen die Züge einer bestimmten Gottheit haben. Wenn die besonderen Züge einer einzelnen Gottheit nicht erkennbar waren, so wurde der Tote allgemein als Gott bezeichnet.

Im 5. Kapitel sucht Br. die religiöse Basis der antiken Unsterblichkeitsidee zu untersuchen. Zu Anfang stehe die Frage, was nach dem Tode folge. Die Antworten werden zum Teil aus den Mythen gedeutet. An den göttlichen und mächtigen Toten werden Gebete gerichtet, nichts Böses zu tun und die Lebenden zu schützen. Besonders wirksam ist die Form *precor si quis estis manes* usw. Darin drückt sich aber kein Zweifel an der Existenz von Manen aus. Vom Mythos her wird die Unsterblichkeitsidee in die Elysionvorstellung gekleidet. Dazu tritt der Gedanke der Wiedervergeltung im Jenseits.

Nach orphischer Anschauung ist der Mensch Sohn der Erde und des Himmels. Die Seele kommt vom Himmel, nur der Körper gehört der Erde an. Poseidonios sieht als wesentlich am Menschen seine Stellung zwischen Himmel und Erde an. Solche Gedankengänge führen zum Dualismus. Der göttliche Teil ist nach dem orphischen Mythos Anteil an Dionysos. Der göttliche Funken will Befreiung von den Fesseln des Körpers. Zu Unrecht stellt Br. die weitverbreitete Vorstellung vom Seelenvogel in diesen Zusammenhang. Eine andere Vorstellung war, daß sich die Seele als ein flüchtiges, luftgleiches Element in der Luft auflöse. Der nächste Schritt war der pantheistische Gedanke der Vereinigung mit dem All. Das Emporstreben der Seele nach dem Tode wird auf Grabsteinen durch die Gestalt des geraubten Ganymed oder des sich emporhebenden Pegasos ausgedrückt. Stoisch ist der Gedanke, daß durch die Zerstörung des Körpers im Feuer die Seele

befreit wird und zum ewigen Feuer der Sonne und der Sterne aufsteigt. Die Verehrung des Lichtes ist dem astralen Mystizismus der Antike allgemein eigen. Die Seele lebt weiter im Licht des Himmels oder im Licht der Sterne. Die iranische Vorstellung vom Kampf des Lichtes mit dem Dunkel, der die ganze Welt durchtobt, hat in der Antike Parallelen. Hercules sei dafür der mythische Ausdruck. Seine Kämpfe, seine Siege und sein Aufstieg in den Olymp sind das Symbol für das Leben des Guten. Daher beziehen sich auf ihn Grabdarstellungen. Nach Br. wird der Kampf des guten Menschen durch Kampf-, Gladiatoren- und Jagddarstellungen allgemein versinnbildlicht. Sogar das Werkzeug des Verstorbenen auf Grabsteinen soll den gleichen Gedanken ausdrücken. Diesem Kampf folgt der Sieg, der durch die Krone, das Zeichen des Triumphators, auf Grabsteinen ausgedrückt wird. Der Triumph über den Körper und die Leidenschaften ist zugleich ein Triumph über den Tod. Daher gleichen mehrere Inschriften die Seele schlechthin mit dem Leben. Von einer Vorstellung eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode kann aber in der Antike nicht die Rede sein. Unsterblich ist nur das Wesentliche, die *aeterna forma*.

Auf die reichen Gedanken des Buches im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht möglich. Gewiß wäre eine schärfere logische Fassung wünschenswert gewesen. Bisweilen ist die Interpretation der Grabinschriften überspitzt. Aber trotz allen Widerspruches gegen manche Ansichten des Buches wird man es mit viel Gewinn lesen.

Bonn.

H. v. Petrikovits.